

rung die Kräfte der einzelnen entfaltet und in der Ordnung des Ganzen zusammenfügten, um so eins im Denken und im Handeln zu leben und sich zu vollenden, kann man eher sagen, daß der Deutsche wesentlich katholisch sei. Denn die katholische Kirche bietet die Einheit und Stetigkeit des Denkens wie des Handelns durch ihre Lehr- und Hirtenautorität. Dadurch, daß sie vom Heiligen Geist gelenkt ist, wird sie fähig, unter Wahrung der unveränderlichen Wahrheit im Wechsel der Zeit stets lebendig zu bleiben. Der Verlauf des geschichtlichen Geschehens aber, in dem wohl die geringere und größere Nähe zu Christus immer eine Rolle spielt als das Ringen des Einzelnen und der Völker, stellt eine echte Entfaltung dar, im guten Sinn eine Entwicklung, die Sankt Paulus ein wirkliches Wachsen zur Altersreife Christi nennt. Sie geht, und das ist das Geheimnis Gottes, dessen Gedanken nicht die unsern sind, durch Tod

zur Auferstehung, durch Leiden zur Seligkeit, durch Schwäche zum Sieg.

Der gegenwärtige Krieg mit seinen Folgen, deren auf jeden Fall große Ausmaße noch nicht abzusehen sind, erscheint als ein neuer Abschnitt in der Entfaltung des deutschen Volkes, ein neuer Abschnitt auch für sein religiöses Werden und Wachsen. Es ist uns nicht eine bloße schöne Huldigung, wenn wir sagen, daß auch Rudolf Alexander Schröder dazu seinen Teil beiträgt. Wenn er den ewigen deutschen, humanistischen, christlichen Besitz lebendig in sich trägt, mehrt und unserem Volk in seinem Dichten und Denken nahebringt, macht er uns alle darauf aufmerksam, daß die äußern Formen unseres Seins gerade in der Zeit einer Wende aus den innersten Quellen heraus-sproßeln, die darum besonders jetzt in der Mitte unseres Bewußtseins stehen müssen.

## KIRCHE UND KULTUREN

Von Jos. Alb. Otto S. J.

Das geistige Ringen um die Fragen der missionarischen Begegnung mit den Kulturen der Welt wird immer eindringlicher. Kirche wächst ja nicht in kulturleerem Raum. In seinem wesentlichen, religiös-sittlichen Gehalt ist das Christentum zwar keiner artgebundenen Kultur ausschließlich verpflichtet, sondern ganz auf das Allgemeinmenschliche angelegt, „an alle Völker gesandt“. Tatsächlich ist es aber mit der abendländischen Kultur, die von ihm weitgehend mitgeschaffen wurde, tiefgreifende Bindungen eingegangen. Diese sind nicht von dogmatisch-unbedingter, sondern nur von geschichtlich-bedingter Notwendigkeit. Unter dieser geschichtlich gewordenen abendländischen Kulturgestalt bringt heute die Kirche das Erlösungsgeheimnis Christi den Fremdvölkern der Erde. Sie stellt dadurch an diese Forderungen, die sie an unsere heidnischen Vorfahren nicht gestellt hat. Heute wird eben nicht mehr der noch unentfaltete Same des Christentums — das „Senfkörnlein“ — in den Kulturboden der Missionsvölker eingepflanzt, sondern ein zum Zweig ausentwickelter Ableger der zum „Baum“ herangewachsenen Kirche. Die Heiden müssen heute zum Christentum Christi auch die menschlichen Zutaten, und zwar in abendländischer Prägung, annehmen. Freilich dürften der Jungkirche der Missionsländer von heute viele innere Kämpfe und dogmatische Streitigkeiten früherer Jahrhunderte erspart bleiben, da ihr Glaube und Gnade in festgewordener, allerdings wesentlich abendländisch gebundener Formung vermittelt werden.

Dennoch kann heute niemand mehr über die Notwendigkeit missionarischer Anpassung an

die Fremdkulturen ernstlich im Zweifel sein, erst recht nicht, da das völkische Selbstbewußtsein und die rassische Selbstbehauptung gegenüber dem europäisch-amerikanischen Kulturimperialismus im Wachsen ist, wenigstens bei den Hochkulturen des Fernen Ostens, und die Erkenntnis der artgebundenen Unterschiede der Kulturen in Missionskreisen immer weiter um sich greift. Kraftvoll betonte Pius XII. gleich in seinem ersten Weltrundschreiben „Summi Pontificatus“ vom 20. Oktober 1939 diesen kirchlichen Anpassungswillen: „Die Kirche bewahrt mit größter Treue die erzieherische Weisheit Gottes. Sie kann daher nicht daran denken und denkt nicht daran, die für jedes Volk eigentümlichen Sonderwerte anzutasten oder minder zu achten, die von jedem mit empfindsamer Anhänglichkeit und mit begreiflichem Stolz gehegt und als kostbares Vätergut betrachtet werden. . . . Die Kirche begrüßt freudig und begleitet mit mütterlichem Wohlwollen jede Einstellung und Bemühung für eine verständige und geordnete Entfaltung solcher eingegarteter Kräfte und Strebungen, die im innersten Eigensein jedes Volkstums wurzeln. . . . Jedwede Gebräuche und Gewohnheiten, die nicht unlösbar mit religiösem Irrtum verknüpft sind, werden stets mit Wohlwollen geprüft und — wenn immer möglich — geschützt und gefördert.“<sup>1</sup>

Offen bleibt nur die Frage nach den Grenzen der Anpassung: Wieweit dürfen und müssen einheimische Werte und Formen in das Christentum jenes Fremdvolktes eingefügt werden? Und wichtiger noch: Wieweit dürfen und müssen rein abend-

<sup>1</sup> Act. Ap. Sed. 31 (1939) 576 f.

ländische Werte und Formen aus dem Christentum jener Fremdvölker ausgestrichen werden, damit Raum für die einheimischen Werte und kein unmöglicher Mischmasch geschaffen wird, damit das Christentum in Japan, China, Indien nicht Stück eines äußerlichen europäisch-amerikanischen Kulturfirmnisses bildet, sondern innerstes Wesensstück des Japanertums, des Chinesentums, des Indertums, wie es bei uns ein Wesensstück, ja das Herzstück abendländischer Kultur geworden ist, anders beim Italiener, anders bei uns Deutschen. Man darf sicher bei der Anpassung nicht auf halbem Weg stehen bleiben und dadurch die Anpassungsmethode um ihren Erfolg bringen. Es gilt nicht nur rein bürgerliche, unreligiöse Bräuche neben dem europäisch geformten Christentum bestehen zu lassen — etwa den bürgerlichen Kaiserkult, Konfuziuskult und Ahnenkult im Fernen Osten —, sondern das Christentum selbst muß einheimisch und darum bei den nichteuropäischen Völkern enteuropäisiert werden. Das gilt nicht nur für die liturgische, rechtliche, aszetische Ausprägung des Christentums, sondern in etwa auch für die dogmatische. Dogma ist eine gottgeoffenbarte Wahrheit, die vom kirchlichen Lehramt allgemein verpflichtend und unfehlbar vorgelegt wird. Der gottgeoffenbarte Inhalt des Dogmas ist selbstverständlich allvölkisch. Aber seine geistige Formung und äußere Wortprägung, die oft erst nach langen theologischen Kämpfen gefunden wurde, trägt deutlich menschliche, darum geschichtlich und völkisch bedingte Spuren. Daher ist es nicht ausgeschlossen, daß andersgearteten Völkern die abendländische Fassung des Dogmas weniger zusagt, daß diese einmal unter kirchlicher Leitung ihnen angepaßtere Formungen und Prägungen des gottgeoffenbarten Glaubensinhaltes suchen und finden werden und dabei in dem Glaubensschatz Wahrheiten und Einsichten entdecken, die der abendländischen Denkart bisher nicht recht greifbar waren. Es ist mehr als ein geistreicher Einfall, wenn Pierre Charles meint: den eigentlichen Johanneskommentar werde erst ein Inder schreiben.

Durch den beispiellosen Kulturumbruch der Gegenwart, der unaufhaltsam bis in die letzten Urwaldwinkel Afrikas und die entlegenste Koralleninsel des Pazifik vordringt, erfährt die Anpassungsfrage eine Verschärfung, wie sie der Beginn der Weltmission zur Zeit Xavers nicht gekannt hat. Die äußere Anpassung an die einheimischen Kulturformen, die weitgehend unter dem hemmungslosen Anprall der welterobernden europäisch-amerikanischen Zivilisation zerbröckeln, nicht nur bei den Hochkulturen des Fernen Ostens, sondern fast noch mehr bei den Naturvölkern Afrikas, und vielfach von der eingeborenen Jugend, zumal im schwarzen Erdteil, bewußt, oft geradezu leidenschaftlich als überlebt aufgegeben werden, tritt an

Bedeutung hinter der innern Anpassung an die arteigenen, schöpferischen Kulturkräfte und Kulturanlagen der farbigen Völker zurück. Immerhin werden trotz des Siegeszuges der abendländischen Zivilisation zum mindesten die fernöstlichen Hochkulturvölker ihre Eigenart, die durch Blut, Umwelt und geschichtliche Fügung geprägt wurde, weitgehend zu wahren suchen. Der Japaner wird auch im europäischen Gewand wesentlich Japaner bleiben. Darum muß sich das Christentum nicht an die Vergangenheit zerfallener und sich wandelnder Fremdformen anpassen, sondern an die Gegenwart, genauer: an die werdende Zukunftsgestalt der farbigen Völker. Mission muß also als „schöpferische Neugestaltung in Christus aus Gottes Heiligem Geist und dem arteigenen Wollen der Völker“ begriffen und durchgeführt werden<sup>2</sup>.

Hier liegt denn die ganze Problematik heutiger Mission. So leicht es in früheren Zeiten war, die Fremdheit der äußern, sichtbaren Kulturformen festzustellen, so schwierig ist es heute, das Andersgeartete der innern, unsichtbaren, seelischen Kulturkräfte und Kulturveranlagungen zu erspüren, erst recht, wenn diese sich in steigendem Maß hinter einer europäisch-amerikanischen Kulturfassade verbergen. Biologisch gesprochen, muß die Anpassung weniger an den sich wandelnden Phänotyp als an den mehr beharrenden Genotyp geschehen, aus dessen schöpferischem Urgrund unter der Befruchtung der abendländischen Kulturbegegnung sich langsam ein neuer, aber artgemäßer Phänotyp herausgestalten wird. Das gilt auch für den Neger, so sehr dieser auch unter dem unaufhaltsamen Einbruch der europäischen Zivilisation mit erschreckender Haltlosigkeit sein angestammtes Afrikanertum aufzugeben droht und jede Maßregel der Mission und Kolonialmacht zur Erhaltung seiner einheimischen Werte beargwöhnt, als sollte er in seinem primitiven Afrikanertum gewaltsam festgehalten und von den Gütern der europäischen Zivilisation künstlich ferngehalten werden. Und doch kann der Neger nicht zum Europäer „umgezüchtet“ werden, auch nicht geistig, selbst wenn die schwarze Jugend es teilweise leidenschaftlich anstrebt. Wohl kann er seine Anlagen unter europäischer Führung zu neuen, artgemäßen Formen entfalten, vielleicht auch anreichern. Er bleibt aber Neger und muß es durch Entfaltung und Befruchtung seiner Art immer mehr werden. D. Westermann, einer unserer ersten Afrikanisten, kennzeichnet das Bildungsziel des Negers dahin: „Nicht Nachahmung der europäi-

<sup>2</sup> Vgl. die Gedanken zu einer Theologie der missionarischen Begegnung in unserer Schrift: Kirche im Wachsen. Vierhundert Jahre Jesuitenorden im Dienst der Weltmission. Von J. A. Otto S. J. Mit einem Geleitwort von Alois Fürst zu Löwenstein. kl. 8<sup>o</sup> (220 S.) Freiburg i. Br. 1940, Herder. Geb. M. 3,60, S. 18—30.

schen, sondern Vervollkommnung seiner eigenen Natur führt ihn zum Ziele, und dieses Ziel muß für ihn sein, nicht anderen Rassen gleichartig, sondern innerhalb seiner eigenen Möglichkeit ihnen gleichwertig zu werden.“<sup>3</sup> Leider ist heute noch immer die Frage ungeklärt: wieweit Kulturgut artgebunden und daher unübertragbar ist, wieweit fremdes Kulturgut nicht bloß äußerlich durch Nachahmung angenommen, sondern auch innerlich ergriffen und artgemäß zu eigen gemacht werden kann. Sicher ist die Artgebundenheit einzelner Kulturgüter verschieden. Technische Zivilisation ist weniger artgebunden und darum leichter übertragbar als Kunst, Recht, Religion. Auch ist die Wandelbarkeit und Entwicklungsspannweite bei den Rassen verschieden. Daß das Christentum innerhalb der Spannweite aller Völker liegt, beweist nicht nur die missionarische Erfahrung von 19 Jahrhunderten, sondern steht auch theologisch fest.

Sehr bedeutsam in unserer Frage ist die Unterscheidung zwischen dem Gegenstand der Religion und dem subjektiven Ergreifen dieses Gegenstandes, zwischen den gegenständlichen Glaubenswahrheiten und der persönlichen Gläubigkeit. Die gegenständliche Welt des Christentums, die im Dogma ausgesprochenen Tatsachen, Personen, Dinge, Geschehnisse — Dreifaltigkeit, Schöpfung, Gnade, Sündenfall, Menschwerdung, Erlösung, Kirche, Vergeltung — stehen jenseits von Blut und Boden, haben also metaphysische, allmenschliche Geltung. Anders die persönliche Gläubigkeit und Frömmigkeit, mit der Volk und Einzelpersonen die Welt objektiver Wirklichkeiten erfassen. Gläubigkeit und Frömmigkeit — Religiosität im Unterschied zu Religion — stehen unter dem Einfluß von Vererbung, Umwelt, geschichtlicher Fügung, sind also weitgehend artgebunden und daher unübertragbar. Diese grundlegende Unterscheidung zwischen Glaube, als Gegenstand und Inhalt gefaßt, und Gläubigkeit, als subjektive Haltung verstanden, wird leider bei der Auseinandersetzung über die Problematik der Mission vielfach ganz übersehen. Und doch liegt hier die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Anpassung des Christentums selbst, das eben nicht nur objektiver Glaube, sondern auch subjektive Gläubigkeit ist. Nur wer Christentum einseitig und darum falsch in Gläubigkeit auflöst — eine Gefahr, der die protestantische Theologie im letzten Jahrhundert zu erliegen drohte —, muß notwendig die Allgültigkeit des

Christentums anzweifeln. Dagegen wird jemand, der Christentum nur als objektiven Glauben sieht, anpassungsfeindlich sein und fremde Gläubigkeit durch die eigene Gläubigkeit, die er irrig auch für objektiven Glauben hält, vergewaltigen. Das Christentum als die objektive Erlösung aller in Christus ist die einzige, gottgewollte, absolute Religion aller Völker und kann darum in seinem gottgeoffenbarten Wesen — Dogma, Recht, Liturgie, Ascese — nichts enthalten, was mit irgend einer Volksart unvereinbar wäre. Daraus folgt aber keineswegs, daß nun menschliche Zutaten abendländischer Prägung im geschichtlich gewordenen Christentum, also abendländische Gläubigkeit in Dogma, Recht, Liturgie, Ascese, für alle Völker passen. Christentum wird in der Seele der farbigen Völker nur Wurzel fassen, volksechtes Christentum werden, wenn man in der Missionierung alles artfremde Europäertum beseitigt, soweit es sich nicht als allmenschlicher Wert harmonisch einfügen läßt.

Im übrigen wird die praktische Lösung all dieser Fragen nicht vom ausländischen, volksfremden Missionar kommen, auch wenn er sich als der große Liebende noch so tief in die Wesensart seines Missionsvolkes einfühlt. Die Einschmelzung des Christentums in die einheimische Volksart, die Neuschöpfung einheimischen Christentums kann sich unter Führung des Heiligen Geistes nur in der Seele des Einheimischen selbst vollziehen. Innere Anpassung kann letztlich nur durch persönliche Anpassung geschehen, durch Nationalisierung des Missionspersonals, durch Heranbildung einheimischer Bischöfe, Priester und Helfer, ein Zusammenhang, auf den Pius XII. in seinem ersten Weltrundschreiben hinwies (a. a. O. S. 577). Die Zahl von 45 farbigen Bischöfen, 7000 farbigen Priestern, 3000 farbigen Missionsbrüdern, 20 000 farbigen Schwestern und 170 000 farbigen Laienhelfern beweist, daß ein tüchtiger Anfang gemacht worden ist. Erst wenn Mission als passive Hinnahme des Christentums durch die farbigen Völker aus der Hand des abendländischen Missionars zu aktiver Christianisierung Asiens durch Asien und Afrikas durch Afrika wird, findet die Frage der Anpassung ihre letzte Lösung; denn die missionarische Begegnung zwischen Christus und Heidenvolk kann nur im Innersten der einheimischen Seele selbst zu arteigenem, volksechtem Christentum fruchtbar werden. Der ausländische Missionar ist nur Pfadfinder Christi zur Seele der Völker.

So schwierig schon die grundsätzliche Klärung der Anpassungsfrage ist, um so erdrückender wird sie, wenn man an die quellende Fülle der lebendigen Völkerwirklichkeit selbst herantritt, wie sie etwa in der „Großen Völkerkunde“, die unter Mitarbeit von Fachleuten von H. A. Bernatzik her-

<sup>3</sup> Der Afrikaner heute und morgen (Essener Verlagsanstalt 1937) 309. — Ob die „Gleichwertigkeit“ als Bildungsziel allerdings erreichbar ist, hängt davon ab, wieweit eine dementsprechende Anreicherung der Anlagen bei der jetzigen Erbmasse des Negers überhaupt möglich ist.

ausgegeben wurde, in Wort und Bild eindrucksvoll weiteren Kreisen zugänglich gemacht ist<sup>4</sup>. Das Werk läßt die ungeheure Größe der missionarischen Aufgabe erleben, die Dringlichkeit der Anpassung, die Notwendigkeit völkerkundlichen Studiums für die Missionare. Jede Mission sollte ihren völkerkundlichen Sachberater unter den Missionaren haben. Wertvoll ist vor allem die gründliche, fast den ganzen dritten Band umfassende Darstellung, die W. Krickenberg den eingeborenen Kulturen und ihrem Aufbau in den beiden Amerika widmet. Europa, Asien, Afrika und Südsee sind in Einzelartikel unter verschiedene Verfasser aufgeteilt, wodurch die Einheitlichkeit nicht unbedeutend leidet. Hingewiesen sei nur noch auf die kurze Übersicht, die H. Baumann dem Kultursystem Negerafrikas gibt. Weit ausführlicher und gründlicher hat Baumann seine Auffassung in der „Völkerkunde von Afrika“ dargestellt<sup>5</sup>. Mit Scharfsinn und umfassender Stoffbeherrschung arbeitet er die verschiedenen Kulturkreise und Kulturprovinzen, ihre Ursprünge, Entlehnungen und gegenseitigen Beeinflussungen heraus und widmet ihren kulturellen Bestandteilen eine eingehende Beschreibung. Wichtig und neu für eine Völkerkunde ist im zweiten und dritten Teil die Darstellung über „Sprache und Erziehung“ (Westermann) und „Die fremden Einflüsse in das Leben der Afrikaner und ihre Folgen“ (Thurnwald). Damit ist von der theoretischen Völkerkunde eine Brücke zu ihrer praktischen Auswertung im kolonialen und missionarischen Arbeiten geschlagen. Man sieht in Afrika kein totes Museum für Völkerkunde, sondern den Lebensraum lebendiger Menschen, die unter europäischen Einflüssen einem Kulturwandel unterliegen, der wohl beispiellos in der Kulturgeschichte der Menschheit ist und an den Neger Aufgaben stellt, die noch kein Volk der Erde in so kurzer Frist zu bewältigen brauchte. Nur wünschte man im dritten Teil eine stärkere Berücksichtigung der missionarischen Einflüsse, weniger nach ihrer allgemein kulturellen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, rechtlichen als vielmehr nach ihrer religiös-sittlichen Seite, zumal bekanntlich bei den Naturvölkern Afrikas das religiöse Leben mit der Ge-

<sup>4</sup> Die Große Völkerkunde. Sitten, Gebräuche und Wesen fremder Völker. Unter Mitarbeit namhafter Fachgelehrter hrsg. von Dr. H. A. Bernatzik. 4<sup>o</sup> Leipzig 1939, Bibliographisches Institut. Geb. M 48.— I. Bd.: Europa und Afrika (384 S. mit 199 Abb. u. 3 Tafeln). II. Bd.: Asien (375 S. mit 270 Abb., 21 Taf. u. Kart.). III. Bd.: Australien und Amerika (380 S. mit 86 Abb. u. 3 Taf.).

<sup>5</sup> Völkerkunde von Afrika. Mit besonderer Berücksichtigung der kolonialen Aufgaben. Von H. Baumann, R. Thurnwald u. D. Westermann. Gr. 8<sup>o</sup> (665 S. mit 461 Abb. u. 23 Karten.) Essen 1940, Essener Verlagsanstalt. Br. M 15.—

samtkultur aufs innigste verbunden ist. Dazu müßte aber die Missionsliteratur weit mehr herangezogen werden, als es gewöhnlich bei Völkerkundlern zu geschehen pflegt. Im übrigen wird gerade von Westermann die bahnbrechende Bedeutung der Mission für Erforschung und Erhaltung der Eingeborensprachen restlos anerkannt. In der „Völkerkunde von Afrika“ hat deutscher Gelehrtenfleiß ein vorbildliches Handbuch für Forscher, Kolonialbeamte und Missionare geschaffen.

In der „Großen Völkerkunde“ von Bernatzik sind die beiden Einleitungen des Herausgebers nicht frei von Widersprüchen, Unausgeglichenheiten und darum trotz wertvoller Anregungen ziemlich unbefriedigend. Für die Missionsarbeit hat Bernatzik wenig Verständnis, was aus seiner oberflächlichen Auffassung vom Christentum als abstrakter Trostethik für das Jenseits (I 25 f. 48) allerdings begreiflich ist. Mit dem lebendigen Glaubensleben in den Missionsgemeinden scheint er nie auf seinen Reisen in engere Fühlung getreten zu sein (vgl. I 48); sonst hätte er wohl auch die tendenziöse Bildauswahl seiner Einleitung unterlassen. Keineswegs leugnen wir Mißgriffe und Irrtümer in der Missionsarbeit alter und neuer Zeit. Irren ist menschlich. Und auch Bernatzik ist auf seinen Reisen der von ihm mit Recht so hochgewertete „Kontaktfaktor“ (I 23) auch schon einmal gründlich mißlungen, wie seine Frau in „Afrikafahrt“ (Wien 1936, S. 87 ff.) ausführlich erzählt.

Eine überlegene Ergänzung und Berichtigung für die Ansichten Bernatziks über Kulturbegegnung der abendländischen Zivilisation mit den Primitivvölkern bietet das neue Werk von Westermann: „Die heutigen Naturvölker im Ausgleich mit der neuen Zeit“<sup>6</sup>. Behandelt werden Volkskraft, Wirtschaft, Gesellschaft und Recht, Erziehung und Mischlingsfrage bei den Naturvölkern in Afrika (Westermann), Indien und Südostasien (Füerer-Haimendorf), Südsee und Australien (Nevermann), Nordamerika (Haeckel) und Iberoamerika (Quelle). „Worauf es uns Verfassen dieses Buches ankam, war die Aufzeichnung des heutigen Bestandes und ein Hinweis auf die zukünftigen Aussichten desjenigen Teils der Menschheit, der bisher unter bescheidenen äußeren und inneren Bedingungen und in enger Angleichung an seine natürliche Umgebung abgeschlossen für sich lebte, heute aber lernen muß, Anschluß an die größere Familie der Kultur-menschheit zu finden“ (S. VI). Diese gründliche Studie ergibt: daß der Einfluß der abendlän-

<sup>6</sup> Die heutigen Naturvölker im Ausgleich mit der neuen Zeit. Unter Mitarbeit von D. Westermann, Chr. v. Füerer-Haimendorf, H. Nevermann, J. Haeckel, O. Quelle hrsg. von D. Westermann. 8<sup>o</sup> (398 S.) Stuttgart 1940, Enke-Verlag. Geh. M 22.—, geb. M 24.—

dischen Zivilisation sehr verschieden bei Völkern, Ländern und Kulturen ist, mehr oder weniger schädigend, mehr oder weniger fördernd. Jedes verallgemeinernde Urteil ist irrig. Verschieden ist auch die schnellere oder langsamere Angleichung an die neue Zeit. Überall läßt sich eine steigende Wertung und Sorge für die Naturvölker bei den Kolonialmächten feststellen. Hingewiesen sei auf das Urteil von Quelle über die vielverlästerten Kolonialmethoden der Spanier, die „eine großzügige Sozialgesetzgebung“ einführten, „wie sie bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts kein anderes europäisches Kolonialvolk in seinen Kolonien“ besaß (326), wie sich überhaupt die alte spanische Kolonialmethode vorteilhaft von der alten angelsächsischen unterschied (Haeckel 305). Das kluge, einführende Verständnis der Mission in die angestammte Art, ihre Sorge für die Erhaltung der einheimischen Sprachen und Kulturen, für eine gesunde Überleitung in die neue Zeit wird von allen Verfassern immer wieder betont. Führer-Haimendorf urteilt über Indien: „Im allgemeinen kann gesagt werden, daß die Baptisten-Mission der angestammten Kultur der Eingeborenen am wenigsten Verständnis entgegenbringt, die katholische Mission am meisten“ (186). Mit Berufung auf den indischen Ethnologen Sarat Chandra Roy hält er die Jesuitenmission von Chotanagpur für vorbildlich in der Anpassung an die Veranlagung der Primitivstämme. Hier liegt wohl auch ein entscheidender Grund, warum gerade diese Mission, deren Christengemeinden durch den deutschen Missionar P. Joh. Hoffmann eine vorbildliche wirtschaftlich-soziale Organisation erhielten, auch zahlenmäßig die erfolgreichste Mission ganz Indiens ist.

Für die entscheidende Bedeutung, die der Mission gerade im neuen Afrika zukommt, sei hier auf die schon erwähnte Arbeit des bekannten deutschen Afrikanisten D. Westermann verwiesen: „Der Afrikaner heute und morgen“ (Essen 1937). Seine Überzeugung gipfelt in den Sätzen: Der einheimische (heidnische) Glaube sei unter dem Einbruch der europäischen Zivilisation in unaufhaltsamem Zerfall begriffen. „Wenn der schwindende Glaube nicht durch einen neuen ersetzt wird, so bleibt ein wesentlicher Teil des Innenlebens unfruchtbar oder wird von wertlosem Unkraut überwuchert, ein Zustand, der dem gesunden Wachstum der Rasse hinderlich sein muß“ (226). „Durch den Zusammenbruch der überlieferten Religion verlieren die Eingeborenen einen wesentlichen Teil ihrer Lebenswerte. Etwas Neues muß an die Stelle des Alten treten, und dies kann unter den gegebenen Umständen nur das Christentum sein“ (239). Daß die Neger diese Tatsache selbst begreifen, erhellt aus dem beispiellosen Aufschwung der afrikanischen Missio-

nen in den letzten Jahren. Auch handelt es sich bei Annahme des Christentums durch die Neger nicht um einen „Ersatz in äußeren Belanglosigkeiten“ (Bernatzik I 48), sondern um ein lebensmächtiges Ergreifen der religiös-sittlichen Innenwelt des Negers, wie Westermann eindringlich betont und die Erfahrung der Mission unlegubar erhärtet. Neben der allgemeinen kulturellen Auswirkung der Mission auf das Leben der Naturvölker hätten wir auch in dem Sammelwerk von Westermann über die Naturvölker eine stärkere Herausarbeitung der eigentlich religiös-sittlichen Wirkungen gewünscht; denn hier liegt die Hauptarbeit der Mission. Es wäre dringend gefordert, daß diese wesentliche Ergänzung bald von völkerkundlich geschulten Missionaren geleistet wird!

In diesem Zusammenhang verdienen noch die beiden zülig geschriebenen Afrikabücher von G. A. Gedat Erwähnung<sup>7</sup>. Während „Wunderwege durch ein Wunderland“ ein in Wort und Bild „wundervolles“ Fahrtenbuch von seiner großen Afrikareise ist, geht er in „Was wird aus diesem Afrika?“ auf die Problematik des werdenden Neufrika in der Sicht der protestantischen Mission ein. Solche Werke geben doch ein wesentlich anderes, lebensnäheres und darum lebenswahreres Bild von christlicher Mission als Bernatzik. Auch Gedat urteilt: „Alle Versuche zur Lösung der wirtschaftlichen, sozialen, rasse- und kulturpolitischen Probleme Afrikas werden wenig nutzen, wenn es nicht gelingt, an der entscheidendsten Stelle einzugreifen. Diese aber ist die Frage der religiösen Bindung der heute mehr und mehr glaubenslos werdenden Millionen schwarzer Menschen. Die Zukunft Afrikas, die natürlich im engsten Zusammenhang mit der Zukunft der andern Erdteile steht, wird entscheidend davon beeinflußt werden, ob es gelingt, diesen entwurzelten Menschen einen Glaubensgrund zu geben, nachdem ihnen ihr alter Glaube zerbrochen ist wie Glas... Die Rettung Afrikas liegt im Evangelium“ (59 f.). Auch räumt Gedat mit der naiven Romantik Rousseauscher Prägung auf, die noch heute in manchen Köpfen spukt, als seien die Wilden bessere Menschen ohne die Mission. „Heidenangst“ ist nicht nur ein Wort. In Afrika ist sie erschütternde Wirklichkeit, die bittere Frucht des heidnischen Zauberes und Geisterglaubens. Auf die afrikanische Frage gibt es nach Gedat

<sup>7</sup> Wunderwege durch ein Wunderland. Ein Fahrtenbuch. Von G. A. Gedat. 4<sup>o</sup> (186 S. mit 131 Abb.) Stuttgart 1939, Steinkopf. Kart. M 5.50. — Was wird aus diesem Afrika? Erlebter Kampf um einen Erdteil. Von G. A. Gedat. Mit einem Geleitwort von Kolonialstaatssekretär a. D. Dr. v. Lindequist. 8<sup>o</sup> (228 S. mit 40 Bildtafeln.) Stuttgart 1938, Steinkopf. Kart. M 4.80, geb. M 5.50.

letztlich nur die eine Antwort: „Christus der Herr“ (287).

Nicht minder dringlich ist die Anpassungsfrage für die Kulturvölker des Fernen Ostens. Hier ist auf dem Gebiete der künstlerischen Anpassung schon bahnbrechende Arbeit geleistet, wie die beiden Schriften von Sepp Schüller, des unermüden Erforschers der Missionskunst, deutlich machen<sup>8</sup>. Die Bilder zeigen, wie sich christlicher Inhalt und einheimische Form gegenseitig bereichern und zu einer harmonischen Einheit verschmelzen, die ganz christlich und ganz einheimisch ist. Darüber hinaus wird diese Missionskunst zu einem geistigen Verständigungsmittel zwischen West und Ost. Der uns bekannte christliche Inhalt macht uns die fremdartigen Formen verständlich. Und den Fremdvölkern wird durch die ihnen vertraute Form der fremde christliche Inhalt innerlich nahegebracht. Die Missionskunst wird zur Brücke gegenseitigen Verstehens und Achtens zwischen den Kulturen ohne artwidrige Vermischung, da ja die Ufer getrennt bleiben. Auch von maßgebender protestantischer Seite werden diese Leistungen katholischer Missionskunst anerkannt. G. Rosenkranz urteilt in einer äußerst anregenden Schrift<sup>9</sup>, die aus seiner Missionsstudienreise nach Japan-China entstand und gerade den Fragen der missionarischen Kulturbegegnung im Umbruch der Gegenwart nachspürt, über das Kunstschaffen des Künstlerkreises um Lukas Chen an der Katholischen Universität von Peking: „Es ist eine katholische Kunst, die da heranwächst; aber wie diese Kunst die Gestalten der Heiligen Geschichte aus dem Erlebnis der chinesischen Seele formt, das ist schon nicht mehr Verheißung, sondern beglückende Erfüllung“ (289).

Ein unzweideutiger Ausdruck des missionarischen Anpassungswillens ist die endgültige Lösung der fernöstlichen Ritenfrage in der Duldung gewisser Bräuche zu Ehren des Konfuzius, der japanischen Kaiser und der Ahnen, wie sie Pius XI. 1935 und 1936 für Mandschukuo und Japan gab. Schon in seinem ersten Welt-rundschreiben zeigte Pius XII. seinen Entschluß, auf dem Wege seines großen Vorgängers weiter-

zugehen, und dehnte die Neuregelung in der Mandschurei am 8. Dezember 1939 auch auf China aus, wo einst der Ritenstreit seinen Anfang genommen hatte<sup>10</sup>. Die Erlasse gründen in dem Kulturwandel des Fernen Ostens. Vieles, was früher mehr oder weniger mit Aberglauben vermischt war, kann heute als bürgerliche Ehrung gelten, wenigstens soweit diese Riten als verpflichtend durch die Regierung gefordert werden. Darüber lassen in allen drei Ländern die amtlichen Erklärungen kaum einen Zweifel. Der Erlaß für China geht insofern über den für die Mandschurei hinaus, als er dessen Einschränkungen ausläßt und den sog. Riteneid, der seit 1742 von allen Missionaren des Fernen Ostens abgelegt wurde und zur Beobachtung der päpstlichen Ritenverbote verpflichtete, aufhebt. Damit wurde für die schwierige Ritenfrage — Kaiserkult, Konfuziuskult, Ahnenkult, die drei Eckpfeiler ostasiatischer Kultur — eine Lösung gefunden, die von den alten Jesuitenmissionaren mit der Erklärung des Kaisers K'anghsis über den bürgerlichen Charakter dieser „Riten“ schon um 1700 angebahnt wurde. Leider war die Zeit damals noch nicht reif für die heutige Lösung<sup>11</sup>. Endlich schaffte ein Erlaß des Heiligen Stuhles vom 9. April 1940 auch für Indien den malabarischen Riteneid ab, der schon längst ziemlich gegenstandslos geworden war, da ein großer Teil der verbotenen Volksbräuche nie von den Missionaren geduldet worden ist und andere im Laufe der Zeit verschwanden oder an Bedeutung verloren. Doch sollen die Vorschriften Benedikts XIV. vom Jahre 1744 für Indien noch weiter Geltung haben, „soweit sie nicht schrittweise vom Heiligen Stuhl einer Änderung unterzogen wurden“<sup>12</sup>.

Man würde der Bedeutung dieser neuesten Entscheidungen Roms nicht gerecht werden, wenn man darin nur Bestimmungen für Einzelfälle sähe. Sie sind vielmehr Ausdruck einer zielklaren und wagemutigen Gesamthaltung der obersten Missionsleitung der Kirche gegenüber fremden Völkern. Auch handelt es sich nicht bloß um „Duldung“, sondern, wie sich Pius XI. einmal äußerte, um eine „Pflicht“ der Anpassung<sup>13</sup>, also um ein „Recht“ der Fremdvölker auf Wahrung ihrer völkischen Eigenart. Der „Osservatore Romano“ (18./19. Dezember 1939) sieht in dieser Neuregelung der Ritenfrage geradezu eine weltmissionarische Wende: ein Zeitalter, das seinen schärfsten Ausdruck in den Verboten Benedikts XIV. von 1742 gefunden habe, gehe zu Ende und ein anderes, neues beginne.

<sup>10</sup> Act. Ap. Sed. 32 (1940) 24—26.

<sup>11</sup> Vgl. über diese Erlasse die eindringliche Studie des bekannten Sinologen Pasquale D'Elia S. J. in Civ. Catt. 1940, I 123—135 191—202.

<sup>12</sup> Agentia Fides N 733, ND 96/40.

<sup>13</sup> Oss. Rom. 17. 12. 1939.

<sup>8</sup> Neue christliche Malerei in Japan. Bilder und Selbstbiographien der bedeutendsten christlich-japanischen Künstler der Gegenwart. Zusammengestellt und gedeutet von Sepp Schüller. 80 (104 S. mit 44 Abb.) Freiburg i. Br. 1939, Herder. — Christliche Kunst aus fernem Ländern: Afrika, Südamerika, Indien, Java, Indochina, China, Japan. Von Sepp Schüller. 80 (72 S. mit 48 Abb.) Düsseldorf 1939, Mosella-Verlag. Kart. M 2.—

<sup>9</sup> Fernost — wohin? Begegnungen mit den Religionen Japans und Chinas im Umbruch der Gegenwart. Von Dr. G. Rosenkranz. 80 (304 S. mit 38 Abb.) Heilbronn 1940, Salzer. Kart. M 6.80.

In der immer tieferen Erkenntnis und Anerkennung der seelischen Unterschiede von Völkern und Kulturen gründet der entschiedene Anpassungs-

wille der Kirche: der Asiate und der Afrikaner sollen ganz und gar Asiate und Afrikaner bleiben und doch Christen werden.

## KUNST UND LEBEN

Von Josef Kreitmaier S. J.

Daß Kunst und Leben innig zusammenhängen, nicht zwar so, daß Kunst für das Leben des Einzelnen unbedingt notwendig ist, wohl aber Leben für die Kunst, ist keine Frage, die jemals ernstlich bestritten worden wäre. Das Leben hat viele Quellen, unter denen die Kunst nur eine ist, die Kunst dagegen hat nur eine Quelle, und diese ist eben das Leben. Bevor ein Kunstwerk überhaupt entstehen kann, muß es schon lebendig gewesen sein im Innern des Künstlers, und während es entsteht, spendet es fortwährend Leben in der Künstlerseele, es beglückt den Meister während seines Schaffens; trotz aller Mühe und Arbeit, trotz vielerlei auch des Kummers, den ihm das Nichterreichen seines innerlich geschauten Bildes bereitet. Diese Beglückung vervielfältigt sich, sobald das Kunstwerk vollendet ist und aus seiner Einsamkeit in die Öffentlichkeit tritt: es spendet Leben nicht nur dem Künstler selbst, sondern auch den Beschauern und Hörern, die seine Sprache verstehen, mögen es ihrer viele sein oder nur wenige.

So weit ist alles klar und unmißverständlich. Die Schwierigkeiten beginnen erst, wo wir über den allgemeinen Grundsatz hinaus Kunst von Kunst, Künstler von Künstler, Empfänger von Empfänger zu scheiden versuchen. Denn hier zeigt sich alsbald, daß die ganze Frage weit mehr eine praktisch-psychologische als eine wissenschaftlich-ästhetische ist. Es öffnen sich da manche vergrabene Wahrheiten und Gesetzmäßigkeiten, die durchweg zu wenig beachtet zu werden pflegen und so zu schiefen Urteilen und unfruchtbaren Erörterungen und Erziehungsmaßnahmen führen müssen. Unsere heutige Sucht, aus allem ein Problem zu machen, hat uns das Selbstverständliche so fern gerückt, daß wir verblüfft werden, wenn das Selbstverständliche, das am liebsten schweigt, sich auch einmal bescheiden zu Wort meldet.

Es ist kein Mangel an Büchern und Aufsätzen, die Kunst als Kulturfaktor würdigen und darum mit Recht von der ästhetischen Norm her an die Frage herangehen. Alle diese Schriften werden nur von einer ganz verschwindenden Minderheit unseres Volkes gelesen. Weit spärlicher sind Veröffentlichungen, die Kunst als Lebensfaktor betrachten, und wenn auch, dann haben sie doch immer nur den engen Kreis ausgesprochener Kunstfreunde im Auge. Selbst Schriften über Volkskunst haben weit mehr wissenschaftlichen Charakter, als

daß sie zu Lebensquellen für das Volk werden; ihr Wirkungskreis bleibt immer in der höchsten und einem Teil der mittleren Bildungsschicht. Aber Kunst ist Lebensfaktor nicht nur für eine bevorzugte Klasse, sondern in irgend einer Form für alle Menschen.

So ist denn die erste Frage, die unser Thema stellt, die nach der Bedeutung des Wortes Ästhetik. Ästhetik ist heute eine normative Wissenschaft geworden, die ihre Gesetze aus den Meisterwerken herleitet. Sie hat im Laufe der Zeiten ihre Normen bedeutend erweitern müssen. Wir brauchen nur an die klassizistische Ästhetik zu erinnern, deren engen Gesetzen sich eine Menge von Kunstwerken aus früherer und späterer Zeit nicht einfügen ließ. Das griechische Wort Ästhetik bedeutet überhaupt nichts Normatives, Gesetzgebendes, sondern wendet sich als Lehre von den Wahrnehmungen und Empfindungen an das Subjekt, an den Menschen überhaupt, ohne den künstlerisch Begabten vom Unkünstlerischen zu unterscheiden. Wenn der heilige Thomas sagt: *pulchra sunt, quae visa placent*, so hat er damit das Subjektiv-Psychologische deutlich gekennzeichnet. Auch der philosophische Grundsatz: „*Quidquid recipitur, per modum recipientis recipitur*“, will sagen, daß die Einstellung des Subjektes bei allen äußern Eindrücken eine entscheidende Rolle spielt. Wenn wir in unserem Zusammenhang von „Leben“ sprechen, so ist natürlich nicht der rein physikalisch-physiologische Lebensprozeß gemeint, der sich bei jedem Sehen und Hören vollzieht, sondern eine innere Bereicherung, die Umsetzung einer sinnlichen Wahrnehmung in einen geistigen Gewinn.

Wir haben uns, der normativen Ästhetik entsprechend, daran gewöhnt, das Wort „Künstler“ nur bei Gestaltern zu gebrauchen, die über das Handwerkliche hinaus eine bedeutende Meisterschaft der Form erreicht haben, dementsprechend das Wort „Kunstwerk“ nur bei hervorragenden Gebilden schöpferischer Hände. Das Minderwertige pflegt man „Kitsch“ zu nennen, ein Wort, das, noch keine fünfzig Jahre alt, heute in aller Munde ist. Es sind nicht die ernstesten Künstler, die mit diesem verächtlichen Wort so rasch zur Hand sind, da sie wohl wissen, wie schwierig es oft ist, ein unbedingt gültiges und gerechtes Urteil zu fällen; es sind vielmehr die in künstlerischen Dingen Halbgebildeten, die selbst gar nicht merken, wie oft sie sich selbst als Freunde des Kitsches